

Das Christentum hat Sprache gemacht. Es ist potenzierender Sprachgeist von Anfang an gewesen und noch.

Friedrich Schleiermacher

Kirchensprache und Öffentlichkeit

Wo über das Für und Wider des Engagements der Kirchen auf dem Feld der neuen Medien diskutiert wird, geht es meist um die Einschätzung der Gefahren für das gesellschaftliche Zusammenleben durch ein Überangebot an elektronischen Medien oder darum, ob sich die Kirche von ihrem spezifischen Auftrag her überhaupt auf diesen Bereich einlassen solle. Weit seltener wird die Frage gestellt, ob dem Anspruch auf Präsenz gerade in den neuen Medien, wie er vor allem von katholischer Seite erhoben wird, auch die notwendigen Fähigkeiten entsprechen. Dabei ist weniger an organisatorisch-technische Fragen oder an die erforderliche professionelle Kompetenz im Medienbereich zu denken. Man muß vielmehr tiefer ansetzen: Schließlich muß noch so viel gutgemeinter Aufwand ins Leere laufen, wenn die Kirche mit ihrer Botschaft die Öffentlichkeit nur schwer oder nur sporadisch erreicht. Damit kommt das Problem der *sprachlichen Vermittlung* ins Spiel. Es betrifft nicht nur exklusive Zirkel von Philosophen, religiösen Lyrikern und Essayisten, sondern stellt sich überall dort, wo die Kirche an die Öffentlichkeit tritt, sei es durch offizielle Erklärungen und Verlautbarungen, sei es durch alltägliche Formen der Verkündigung und der Bildungsarbeit. In jedem Fall hängt das *Gelingen des Brückenschlags zum Adressaten* nicht nur, aber doch entscheidend davon ab, wie miteinander gesprochen wird. Sosehr diese Feststellung eine Binsenwahrheit zu sein scheint, so sehr ist es sinnvoll, immer wieder ausdrücklich daran zu erinnern. Natürlich sind sprachliche Äußerungen immer in einem Handlungs- und Verstehenszusammenhang integriert und können deshalb nicht isoliert betrachtet werden (manch einer schaltet beispielsweise bei einem Hirtenbrief schon deshalb ab, weil sich damit die Bischöfe zu Wort melden, ein anderer dagegen läßt die notwendige Sachkritik zurücktreten, weil er der Institution als solcher Autorität zubilligt); dennoch ist die Sprache oft so etwas wie ein Testfall: Wo sie nicht mehr „stimmt“, muß man hellhörig werden.

Daß die Kirche in der Bundesrepublik nicht über *ausreichende Möglichkeiten* verfügt, die christliche Botschaft mit ihren Konsequenzen für das Leben des einzelnen wie der

Gesellschaft in der Öffentlichkeit zur Sprache zu bringen, wird man schwerlich behaupten können. Sie sind nicht zuletzt ihrer rechtlichen Stellung und finanziellen Ausstattung zu danken und werden von der Kirche selbst durchweg als berechtigt gegen Kritik von innen wie von außen verteidigt. Es ist auch nicht zu bestreiten, daß die *Chancen*, die sich vom schulischen Religionsunterricht über die Erwachsenenbildung bis zu den Programmanteilen in den elektronischen Medien bieten, vielfach mit großem Einsatz und erheblicher Sorgfalt wahrgenommen werden, wenn auch begleitet von gelegentlichen Auseinandersetzungen darüber, welche Formen oder sprachlichen Mittel von der Glaubensüberlieferung oder von der geistig-gesellschaftlichen Situation her legitim und notwendig seien und welche nicht.

Die Entfremdung ist unübersehbar

Dennoch wird immer wieder darüber Klage geführt, daß das Christliche in der Öffentlichkeit nicht mehr als ein *Randphänomen* sei, weithin ein *Schattendasein* führe. So stellte z. B. *Otto B. Roegele* im Düsseldorfer Katholikentagsforum über Kirche und Medien fest, im Gesamtprogramm von Radio und Fernsehen werde die religiöse Dimension des Lebens, die doch für einen nicht unerheblichen Teil unseres Volkes noch immer von aktueller Bedeutung sei, so gut wie ganz ausgespart. Man braucht die von Roegele damit verbundene Aufforderung, die Christen müßten im Medienbereich um das ihnen zustehende Recht kämpfen, nicht für der Weisheit letzten Schluß zu halten, muß aber seinen Beobachtungen trotzdem zustimmen. Sie gelten auch über Radio und Fernsehen hinaus: Wo Kirchlich-Christliches über die bloße Nachricht hinaus vorkommt, handelt es sich meist entweder um spektakuläre Ereignisse oder erscheint es als interessanter, aber in sich abgeschlossener *Sonderbereich*.

Einem jedenfalls in quantitativer Hinsicht eindrucksvollen kirchlichem Sprachpotential wird eine nur mäßig öffentliche Resonanz zuteil, wobei Ausnahmen die Regel auch hier bestätigen. Solche *Ausnahmen* können beispiels-

weise mit den großen, auch im profanen Bewußtsein zumindest rudimentär verwurzelten Festen des Kirchenjahres gegeben sein; viele Oster- und vor allem Weihnachtsbeilagen enthalten auch eine religiöse Betrachtung. Am ehesten finden ein kirchlicher Außenseiter oder eine schlagzeilenträchtige Äußerung eine gewisse Beachtung. Kirchliche Stellungnahmen zu umstrittenen politisch-gesellschaftlichen Fragen können, wie jüngst der Entwurf für den Hirtenbrief der US-Bischöfe zu Krieg und Frieden, beträchtliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Die Friedensdiskussion machte es sogar möglich, daß die „Zeit“ vor zwei Jahren den Text der Bergpredigt abdruckte.

Aufs Ganze gesehen, stehen kirchliche Sprachwelt und öffentliches Bewußtsein aber weitgehend getrennt und fremd nebeneinander. Belege dafür braucht man nicht lange zu suchen: Unter den führenden meinungsbildenden Intellektuellen findet sich kaum ein Theologe oder Kirchenmann; in den Medien trifft man auf Religiös-Kirchliches vor allem in dem ihm vertragsgemäß eingeräumten Bereich; in der Gegenwartsliteratur taucht Christentum als Tradition wie als gegenwärtige gelebte Wirklichkeit allenfalls sporadisch auf.

Die Kirche ist sich ihrer Sprache nicht sicher

Auf die Frage, wie es zu dieser Entfremdung kommen konnte, gibt es sehr verschiedene Antworten. Auf der einen Seite ist der Vorwurf an die Adresse der Medien und der öffentlichen Meinung rasch bei der Hand, sie unterdrückten gewollt oder ungewollt das christliche Element in Kultur und Gesellschaft; er wird verbunden mit der Aufforderung an die Christen, mehr Flagge zu zeigen, stärkeren Einfluß auszuüben bzw. auf einer angemessenen Berücksichtigung ihrer Positionen zu drängen.

Auf der entgegengesetzten Seite des Spektrums ist die Zurückführung der gegenwärtigen Schwierigkeiten auf die *allgemeine Sprachnot* und auf die *Sprachkrise* anzusiedeln, die weit über den kirchlich-religiösen Bereich hinausgeht und ein Signum der modernen Kultur überhaupt sei. Bischof Kapellari von Klagenfurt hat darauf in seinem Interview mit dieser Zeitschrift kürzlich aufmerksam gemacht. Während die erstgenannte Reaktion das Problem letztlich ganz auf die Ebene eines Kampfs um Einfluß und um Positionen verschiebt und damit den Kern der Frage umgeht, läßt sich das von der Klage über die kirchliche Sprachlosigkeit auf dem Hintergrund von Defiziten der gesellschaftlichen Sprachkultur kaum sagen. Nur gerät man dabei leicht in die Gefahr, es beim Lamento zu belassen und einen zu hohen oder elitären Maßstab aufzurichten.

Der wichtigste Punkt ist aber wohl, daß die Kirche in ihrer Sprache gegenwärtig sehr unsicher ist. Eine Ursache dafür springt ins Auge: Eine Zeitlang war man im Zug des allgemeinen kirchlichen Strukturwandels und der Neude-

inition des Verhältnisses zur „Welt von heute“ auch in vielen Bereichen um eine *erneuerte Sprache der Kirche* bemüht und hat sich von manchen Traditionen kritisch abgesetzt. Dazu gehören die Versuche einer zeit- und erfahrungsnäheren Verkündigung in Predigt und Katechese ebenso wie die Flut von neuen geistlichen Liedern und Gebetstexten für die private Frömmigkeit wie für die Liturgie. Das alles sollte letztlich dazu dienen, neue Wege zu erschließen, auf denen man die eigene religiös-gesellschaftliche Erfahrung ausdrücken und vor allem auch Menschen ansprechen wollte, die sich einer sterilen lebensfremden, einseitig traditionsverhafteten kirchlichen Sprachwelt entfremdet hatten.

Vieles von dem, was in diesem Zusammenhang entstand, ist inzwischen selbstverständlicher, aus Theologie, Liturgie oder Verkündigung kaum mehr wegzudenkender Besitz geworden. Gleichzeitig hat sich inzwischen aber auch die Spreu vom Weizen getrennt: Es hat sich beispielsweise gezeigt, wie schnell sich auch neue Lieder und Texte totlaufen können, daß die ehrlich gemeinte Orientierung an aktuellen Trends dem damit verfolgten Zweck, wieder auf die christliche Botschaft aufmerksam zu machen, oft eher im Wege stehen als ihn zu befördern. Es beginnt sich auch wieder eine größere Sorgfalt im Umgang mit Traditionsbeständen zu entwickeln, nicht nur aus problematischer Nostalgie, sondern aus berechtigter Sorge um den Verlust an geschichtlicher Kontinuität und damit an Identität.

Dazu gehört auch das neu gewachsene Verständnis für das gottesdienstliche Ritual, die geprägten Formen überhaupt gegenüber einer einseitigen Betonung der liturgischen „Kreativität“, die sich vielfach in einem übertriebenen Verbalismus und einer nicht sehr ertragreichen Aktualitätshascherei äußert. Die Kirche steht heute erneut vor der *schwierigen Aufgabe*, in einer durch divergierende Entwicklungslinien gekennzeichneten Landschaft an einem sprachlichen Instrumentarium zu arbeiten, das mehrdimensional genug ist, um weder im Inneren noch nach außen, weder Überlieferung noch zur geistig-kulturellen Gegenwart die Brücken abzurechnen. Es ist deswegen auch nicht verwunderlich, wenn vielerorts diese Unsicherheit im Umgang mit den alten und neuen sprachlichen Ausdrucksmitteln entweder klar zu Tage tritt oder aber nur vordergründig überdeckt wird, wenn dabei manche Holzwege eingeschlagen werden.

Das kann z. B. der gewollte oder ungewollte Rückzug auf eine fromm-erbauliche Binnensprache sein, die die realen Lebensverhältnisse gar nicht mehr wirklich im Blick hat: Man lese unter diesem Gesichtspunkt den Hirtenbrief zur Aktion „Wähle das Leben“ der deutschen Bischöfe vom vergangenen Herbst nach. Das kann auch eine die zu unterscheidenden Ebenen verwischende Mixtur von religiösem Pathos und politischer Entschiedenheit sein, wie sie etwa in Äußerungen der christlich motivierten Friedensbewegung anzutreffen ist. Oft werden aber auch in der Kirche Versatzstücke einer säkularisierten Sprache kritiklos übernommen, obwohl sie für die Artikulation

der eigenen Anliegen wenig hergeben und das spezifische Profil verstellen. Die Unsicherheit kommt aber vor allem in der *religiösen Sprachlosigkeit zahlreicher Gläubigen* zum Vorschein, denen es schwerfällt, ihren Glauben in dem Wirrwarr aus Restbeständen traditioneller Verkündigungs- und Frömmigkeitssprache, den teilweise verwirrenden neuen Gehversuchen und den durch die Medien vermittelten Klischees und Floskeln zu artikulieren.

Kein Grund zur Resignation

Daß sich solche Schwierigkeiten im Inneren, die bis hinein in die Liturgie als ein Herzstück des kirchlichen Lebens reichen, auf das Verhältnis zur Gesellschaft niederschlagen, kann ebenfalls nicht wundernehmen. Schon deshalb nicht, weil nie fein säuberlich zwischen Binnenbereich und Öffentlichkeitsbezug getrennt werden kann. Jeder, der, mit welcher Intensität oder Bewußtheit auch immer, in der Kirche steht, steht gleichzeitig auch „draußen“, in der säkularisierten Gesellschaft mit ihren Selbstverständlichkeiten und Sprachregelungen. Deshalb besteht aber für die Kirche noch *kein Grund zur Resignation*: Schließlich ist es ja keinesfalls so, daß eine in ihren sprachlichen Möglichkeiten und Fähigkeiten vielfach verunsicherte Kirche auf ein Gegenüber trafe, das mit sich ganz und gar im reinen wäre. Trotz der verbreiteten Entfremdung kann unser gesellschaftliches Zusammenleben vielmehr je länger, je weniger auf das von der Kirche verwaltete Sprachpotential einfach verzichten, ohne Schaden zu nehmen.

Das betrifft zunächst den *Sprach- und Bilderreichtum der religiösen Überlieferung*, von dem auch der zumindest als Bildungsgut und als Dimension der eigenen, geschichtlich gewordenen Identität noch zehrt, dem heutige kirchliche Verkündigung kaum mehr etwas sagt. *Gerhard Ebeling* hat einmal in einem Vortrag davon gesprochen, wie sehr der gegenwärtige Verlust der Bibel einen erheblichen Bildungs- und Sprachverlust mit sich bringe. Man kann diese Beobachtung über die biblischen Bücher hinaus auf die gesamte, aus ihr herausgewachsene Tradition beziehen: Zwar ist sie kein exklusiver Besitz der Kirche, sondern Bestandteil auch der neuzeitlichen Kultur- und Geistesgeschichte; die Tatsache aber, daß es einen Ort gibt, an dem sie bewußt weitertradiert, befragt und immer wieder neu interpretiert wird, macht sie für die Gesamtgesellschaft erst wirklich präsent. Daraus ergeben sich Chancen eines Brückenschlags zwischen christlicher Sprachwelt und öffentlichem Bewußtsein, nicht zuletzt Ansatzpunkte für das Gespräch zwischen Kirche und Literatur.

Wichtiger noch ist ein zweiter Gesichtspunkt. Die säkularisierte Gesellschaft ist nicht nur um des Kontakts zu ihrer eigenen Herkunft willen auf religiöses Sprachmaterial angewiesen; sie braucht diesen Sukkurs noch dringender zur *Bewältigung ihrer gegenwärtigen Orientierungsschwierigkeiten*. Natürlich gilt das nicht schon eo ipso für alles das, womit die Kirche von der Stellungnahme zu politischen Fragen bis zur Morgenandacht im Rundfunk gegenwärtig an die Öffentlichkeit tritt. Was die Menschen aber in je-

dem Fall nötig haben, ist ein Sprechen, das sie auf die oft verschütteten ethischen und religiösen Grunddimensionen ihres Lebensvollzugs aufmerksam macht, ohne sie dabei zu überrumpeln oder zu vergewaltigen, die sie personal und nicht nur in ihren Rollen und Funktionen anspricht. Zwar wird viel von der Notwendigkeit neuer Bindungen und der Neubelebung von Werten gesprochen, und es fehlt nicht an Angeboten, der Orientierungsprobleme durch den direkten Sprung in eine vermeintliche religiöse Sicherheit Herr zu werden (das fast nicht mehr überschaubare Angebot an Religiösem aller möglichen Provenienz auf der Frankfurter Buchmesse im letzten Herbst war dafür lehrreich); oft bleibt es dabei aber beim oberflächlichen, ideologisch aufgeladenen Gerede, das man uninteressiert über sich ergehen läßt, oder es wird der Anschluß an eine eng-elitäre Glaubensgemeinschaft verlangt, der man mit guten Gründen skeptisch gegenüberstehen kann. Es gibt ohne Zweifel beides – oberflächliches Gerede über Werte und Normen wie sektiererisch anmutenden missionarischen Eifer – auch in den großen christlichen Kirchen. Dennoch sind sie noch am ehesten in der Lage, sprachliche Ausdrucksmittel zu entwickeln, die nicht einfach einer dieser Versuchungen erliegen und trotzdem durch ihre Glaubwürdigkeit und Treffsicherheit bei den Zeitgenossen Aufmerksamkeit und Resonanz finden.

Sprache kein Selbstzweck

Die damit gegebenen Chancen auch wirklich zu nutzen, setzt allerdings etliches voraus. Dazu gehört nicht zuletzt eine größtmögliche *Sensibilität* und *Sorgfalt* im Umgang mit der Sprache in allen Bereichen kirchlicher Wirksamkeit. Damit ist nicht gemeint, Geistliche wie Laien könnten nur dann ihrer Verkündigungs- oder Bildungsaufgabe gerecht werden, wenn sie sich daneben durch Versuche mit religiöser Lyrik sensibilisierten; genausowenig geht es dabei um möglichst ausgefeilte Rhetorik oder um besondere Stilkünste. Es braucht einfach den bewußten Umgang mit der Sprache, sei es in der Predigt, in einem Zeitungsbeitrag oder der Verlautbarung eines kirchlichen Gremiums. Das gilt gleichermaßen für den Raum von Gruppen und Gemeinden wie für Äußerungen, denen es vor allem darum geht, eine breite Öffentlichkeit zu erreichen. Schon viel wäre gewonnen, würde in jedem einzelnen Fall auch wirklich auf den Adressaten, auf seine Situation und auf die jeweils gewählten sprachlichen Mittel reflektiert, was nichts mit falsch verstandener Anpassung oder mit Verschleuderung des unaufgebbaren Glaubensgutes zu tun haben muß, auch nicht mit einem Vorrang des „Wie“ vor dem Inhalt.

Natürlich sind Sprachbewußtsein und -sensibilität in der Kirche kein Selbstzweck; sie können sogar ihren Sinn verlieren, wenn sie nicht in ein *Gesamtgefüge* eingebunden sind, zu dem ebenso das – vielleicht wortlose – Zeugnis und die ausstrahlungskräftige, Wort und Tat verbindende Lebensform gehören. Trotzdem sind sie gerade heute von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Ulrich Rub